

Aktuelle Fachliteratur

DEUTSCHLANDKUNDE

Thilo Sarrazin

Deutschland schafft sich ab – Wie wir unser Land aufs Spiel setzen

München (DVA) 2010, 463 S., 22,90 €

Sarrazins Thesen sind seit dem Spätsommer 2010 über alle Medienkanäle der Republik gegangen. Reicht es also »vollkommen aus, die Vorabpublikationen aus dem Buch zu lesen, um sich darüber ein Urteil zu bilden«, wie die Bundeskanzlerin bemerkte (FAZ, 18.9.10), oder bringt die Lektüre der gut 400 Seiten Text einen zusätzlichen intellektuellen Gewinn? Eine Erkenntnis fördert die Lektüre auf jeden Fall zutage, auch wenn sie nicht im Sinne des Verfassers sein dürfte. Der hatte nämlich in den Debatten immer wieder darauf verwiesen, dass die Beweise für die Stichhaltigkeit seiner provokanten, auf mediale Wirkung berechneten Thesen in den jeweiligen Kapiteln ausführlich dargelegt seien. Dem ist nicht so. Das Buch beginnt mit einer dogmatischen Setzung, die Parteilichkeit verlangt. Zu dieser *Petitio Principii* werden dann allerlei Belege und Bebilderungen zusammengestellt, mit Vorliebe Statistiken, aber auch Falldarstellungen, die von sich aus nicht viel besagen, sondern erst unter der vorausgesetzten Problemstellung ihre Bedeutung erlangen.

Vorausgesetzt ist dem statistischen Material, den Exzerpten aus Wissenschaft und Politikberatung die Sorge um ein Deutschland, das sich abschafft, oder, wie eine andere alarmistische Formulierung in der Einleitung lautet, um ein deutsches Volk, das auf Miniaturformat schrumpft. Und, könnte man fragen, wo soll das Problem liegen? Blickt man auf den *Furor Teutonicus* der Vergangenheit, wäre es doch geradezu eine Erlösung, wenn es keine Germanen mehr auf dem Globus gäbe. Wahrscheinlich sieht das die Mehrheit der Völkerfamilie auch so, bei der deutschen Wiedervereinigung z.B. haben maßgebliche europäische Mächte dies zu erkennen gegeben. Blickt man auf die Zukunft, stellen sich, wie Sarrazin selber vermerkt, ganz andere Probleme, angesichts derer seine eigene Fragestellung »belanglos« ist: Mit der »weltweiten Bevölkerungsexplosion« und der Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen steht die Menschheit vor zwei Bedrohungen, die als existenzielle Fragen dringend einer Antwort bedürfen, also nach politischen Konsequenzen verlangen.

»Beide Fragen werden in diesem Buch nicht beantwortet«, heißt es dazu lapidar. Sarrazin stellt einfach eine andere Frage. Und die ist mit ihrer kleinkarierten nationalen Besorgnis nicht

nur aus übergeordnetem Blickwinkel »belanglos« oder eine »absurde Befürchtung«, wie es eingangs im Blick auf mögliche antideutsche Gefühlslagen heißt, sondern ein bewusster Angriff auf die wirklich drängenden Weltprobleme, die Sarrazin gemäß der gängigen Polithetorik auflistet. Der Autor will die Besorgnis um mehr Bevölkerungswachstum und mehr ökonomisches, naturverbrauchendes Wachstum am Standort Deutschland als entscheidendes Thema auf die Tagesordnung setzen. Sachlich geboten wäre es, genau das Gegenteil zu tun. Man müsste sich darum kümmern, die ungesteuerte Wachstumsdynamik in den Griff zu bekommen, man müsste nach alternativen Entwicklungsmöglichkeiten suchen, wie sich planmäßig mit den Ressourcen umgehen ließe, ohne in autoritäre Konzepte zu verfallen etc. Hier drohen wirkliche globale Katastrophen oder bilden schon den Alltag des legendären Globalisierungszeitalters und machen Handeln unbedingt erforderlich.

Diese wirklichen Gefahren kümmern Sarrazin nicht. Er macht sich Sorgen um Deutschland, weil er in Sorge um die Nation ist! So billig tautologisch ist seine wissenschaftliche Begründung. Das bloße Dafürsein macht die Leitschnur seines Theoretisierens aus, das den Namen einer theoretischen Leistung nicht verdient, da es nur Trends und Tendenzen ausmalt, die dem nationalen Kollektiv widerfahren und seine ehemalige, derzeitige oder ihm eigentlich zustehende Größe angreifen könnten. In der ganzen aufgeregten Debatte hat übrigens kaum ein Politiker oder Journalist diese begründungslose Parteinahme hinterfragt – was nicht verwunderlich ist, denn der Standpunkt wird breit geteilt. Es ist schon bemerkenswert: Nach zwei Jahrzehnten Globalisierungsrhetorik und »postnationaler Konstellation« (Jürgen Habermas), wo die Menschheit laut offizieller Ansage schon halb in der Weltgesellschaft, im »Global Village«, angekommen war, wird das, was Globalisierungsgegner seit Langem kritisieren, von einem sozialdemokratischen Protagonisten des alternativlosen Modernisierungsprozesses gegen alle Political Correctness ausgeplaudert – dass es schlicht und ergreifend um die Durchsetzung der eigenen Nation gegen die anderen geht. Auf dem Globus mag es ja, so Sarrazin, diese oder jene Probleme geben, interessieren soll aber nur, wie Deutschland daraus seinen Vorteil zieht.

Im Grunde ist das konsequent, auch wenn man es öffentlich so nicht sagen soll und die politische Klasse über den Tabubruch aufgebracht ist, daher den Provokateur aus seinem Amt entfernt. Die Sachzwangsideologie namens Globalisierung war dazu da, den uralten Weg des Kapitals in die internationale Arena neu zu fassen. Es ging darum, das eigene Land für den Wettbewerb fit zu machen, die Konkurrenten in ihre Schranken zu verweisen und dies angesichts der internationalen Verschärfungen als Folge eines übergeordneten historischen Prozesses vorstellig zu machen. Passend zum internationalen ökonomischen Krisenmanagement, bei dem sich die Standorte national fordernd und aggressiv gegeneinanderstellen, findet es ein Politiker langsam an der Zeit – und die Stammtischbrüder aller Klassen stimmen begeistert ein –, Klartext zu reden: Was kümmert uns der Globus? Deutschland vor, heißt die Parole! PS: Dasselbe findet sicher auch anderswo statt und in Reykjavik oder Madrid liegen den Verlagen schon entsprechende Bestsel-

lerideen (Island schafft sich ab, Spanien schafft sich ab ...) vor, mit denen man das Publikum erbauen könnte, wenn es denn intellektuell so verkommen sein sollte wie in Deutschland.

Johannes Schillo

MISSBRAUCH

Stephanie zu Guttenberg

Schaut nicht weg! Was wir gegen sexuellen Missbrauch tun müssen

Mit Anne-Ev Ustorf. Freiburg (Kreuz) 2010, 179 S., 16,90 €

Stephanie zu Guttenberg, die Frau des Verteidigungsministers und Präsidentin eines gemeinnützigen Kinderschutzvereins, hat ein Buch zum Thema sexueller Missbrauch vorgelegt, das den Stand der deutschen Debatte vom Sommer 2010 wiedergibt und sich, alles in allem, als Kompress des fachlichen Wissens sehen lassen kann. Dies verdankt sich mit Sicherheit der Mitwirkung einer Koautorin, einer professionellen Beraterin und des BKA-Präsidenten, wobei die Koproduktion wohl auch zu Unstimmigkeiten und Schiefheiten geführt hat: Einmal wird die Zahl der weiblichen Täter mit 20 % (28), ein anderes Mal mit rund einem Drittel (171) angegeben; Scharfmacher des Jugendmedienschutzes kommen zu Wort, obwohl ihnen nicht recht getraut wird; und es wird wieder die Bedrohungslegende vom Internet als rechtsfreier Raum aufgefrischt und hartes staatliches Durchgreifen gefordert. Zu Letzterem hätte man wohl besser einen Internetexperten hinzugezogen, um zumindest den sachlichen Kern des Streits über den Sinn von Sperr- und Zensurmaßnahmen zu erläutern.

Wüsste man nicht, wer die Autorin ist, könnte man an eine linke Sozialpädagogin denken. Es fallen deutliche Worte über die Vertuschungsstrategie der katholischen Kirche (Kapitel 4), über die harten Anforderungen »unserer leistungsorientierten Gesellschaft« (151), die schon Kleinkinder unter Druck setzen, oder über das Desinteresse der schwarzgelben Koalition an solchen Fragen (13f.). Es werden pädagogische Ratschläge zur Stärkung des Selbstbewusstseins oder zu einer Sexualaufklärung jenseits prohibitiver Muster gegeben – Vorschläge, die eher an Traditionen der antiautoritären Erziehung erinnern. Lustbetontes Entdecken des eigenen Körpers samt pädagogischer Hilfestellung wird verlangt (42ff.), und zwar unter der emanzipatorischen Devise »Mein Körper gehört mir« (44). Die Kinder sollen ein deutliches Körper- und Selbstgefühl entwickeln, das sie zu unzumutbaren Anforderungen Nein sagen lässt; bei Jugendlichen findet es das Buch selbstverständlich, dass sie sich, auch angeregt durch mediale Leitbilder, sexuell ausprobieren (136) etc.

Das Problem der Veröffentlichung liegt an anderer Stelle. Als Erstes: Die Frau eines Politikers, dessen Ressort über Milliarden verfügt, wendet sich an das geneigte Publikum mit der Bitte, nicht wegzuschauen, sondern fleißig an diverse Vereine zu spenden, damit – endlich! – etwas für die Opfer getan wird. Blasse, verstörte, kränkliche Kinder, um die sich kein Mensch kümmert und die mit ihren überforderten Eltern allein gelassen sind, dürfen dann einmal, dank der Spendengroschen von

Hinz und Kunz, an einer »Kunstwoche« teilnehmen, bei der sie, so hört man, regelrecht aufblühen. Dieser Zustand scheint hierzulande ganz normal zu sein und das Buch verliert darüber auch kein Wort: Wer unter die Räder gekommen ist, soll selber sehen, wie er sich wieder aufrappelt. Und selbst die guten Ratschläge für Eltern und Erzieher in dieser Sache muss man sich für 16,90 Euro in der Buchhandlung kaufen.

Dem entspricht ein zweiter Skandal, der in dem Buch ebenfalls ganz lapidar daherkommt: »Natürlich wird es sexuellen Missbrauch immer geben, da müssen wir uns nichts vormachen.« (17) Machen wir uns nichts vor: Ursachenforschung interessiert das Autorenteam nicht. Dabei gibt es durchaus treffende Hinweise zur Täterpsychologie, die ja gerne in Richtung krankhaft veranlagter Einzeltäter exterritorialisiert wird. Eine solche Ausgrenzungsstrategie kritisieren die Autoren, es gehe hierzulande vielmehr um sexualisierte Gewalt und um Gewaltverhältnisse. Wie es zu den katholischen Fällen heißt, liegt »kein Kirchenproblem, sondern ein Gesellschaftsproblem« (12) vor. Eine interessante Auskunft! Aber was ist das für eine Gesellschaft, in der Übergriffe auf Schwache an der Tagesordnung sind? Woher kommt die Alltäglichkeit von Familienverhältnissen, in denen Kinder nicht Liebe, sondern Gewalt erfahren? Und wie passt das dazu, dass die Familienpolitik seit Beginn der Bundesrepublik eine Domäne christdemokratischer und christlich-sozialer Politik ist?

Besorgte Minister-Gattin schlägt Alarm.

Drittens ist festzustellen, dass das Buch durchaus auf einen gesellschaftlichen Skandal hinaus will, wie von der Bildzeitung mit der dicken Schlagzeile »Pornografie verdirbt unsere Kinder – Besorgte Minister-Gattin schlägt Alarm« (13.9.10) ausposaunt wurde: Lady Gaga, Christina Aguilera und Co. sollen mit ihrer Pornografisierung der populären Musik zur Sexualisierung der Gesellschaft beitragen und somit letztendlich an der Pest des sexuellen Missbrauchs mitschuldig sein. Das ist, wie der Spiegel (38/10) nachgewiesen hat, »natürlich Unfug«. Seit gut einem halben Jahrhundert, seit Elvis the pelvis das Hüftwackeln samt dem obszönen Ausdruck »rock'n'roll« populär machte, gehört das sexuell explizite Image zur Jugendmusik dazu. Heute kommt das eher künstlerisch verdreht daher – und wenn einmal Janet Jackson für Sekundenbruchteile eine Brustwarze sehen lässt, ist die US-Fernsehnation in Aufruhr und informiert gleich alle Welt über die unglaubliche Provokation. Die Entdeckung der Minister-Gattin speist sich also aus etwas anderem als der Sichtung zeitgenössischer Musikvideos. Sie will konservatives Profil zeigen und sich als Gattin eines Politstars, der, wer weiß, zu Höherem berufen ist, profilieren – mittlerweile auch mit einer eigenen Fernsehshow. Das Muster ist ja bekannt: Mitte der 80er Jahre startete in den USA Tipper Gore, die Gattin eines aufstrebenden Jungpolitiklers, die legendären Porn Wars, die gegen die Unsittlichkeit der Rockmusik zu Felde zogen. Der Gatte hat es dann ja immerhin bis zum Vize-Präsidenten geschafft ...

Johannes Schillo

SCHWARZE PÄDAGOGIK 1

Michael Hagner

Der Hauslehrer – Die Geschichte eines Kriminalfalls. Erziehung, Sexualität und Medien um 1900

Berlin (Suhrkamp) 2010, 280 S., 19,90 €

Im Oktober 1903 fand in Bayreuth ein Kriminalprozess statt, der das wilhelminische Deutschland erschütterte und nicht nur in der Publizistik, sondern auch in der Humanwissenschaft seine Spuren hinterließ: Der Hauslehrer Dippold, der seine beiden Schüler aus einer berühmten Bankiersfamilie so ausgiebig körperlich züchtigte, dass einer der Jungen an den Misshandlungen starb, wurde zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt und in der Folge zum Namensgeber des »Dippoldismus«, der »historischen Bezeichnung für Erziehersadismus« (Pschyrembel Sexualität). Der autodidaktisch gebildete Lehrer, ein 23-jähriger Jurastudent, hatte sich, ganz im Geist der Zeit und der (erst später so genannten) »Schwarzen Pädagogik«, dem Kampf gegen die Onanie verschrieben und verstrickte sich allem Anschein nach in eine eskalierende Prügelpädagogik, die er angesichts der Degenerationserscheinungen seiner Zöglinge für voll gerechtfertigt hielt.

Der Wissenschaftshistoriker Michael Hagner, der bereits eine instruktive Geschichte der Hirnforschung vorgelegt hat, ist diesem fern gerückten Ereignis und seinen medialen wie wissenschaftlichen Auswirkungen nachgegangen, denn es ist, so Hagner, auch heute noch, wo »eine Biologisierung oder, genauer: Cerebralisierung der Kriminalität erneut im Raum steht« (199), von aktueller Bedeutung. Hirnforscher wie Gerhard Roth wollen ja heutzutage soziopathische Persönlichkeiten schon im Jugendalter anhand hirnanatomischer Befunde identifizieren, um sie dann zum Schutz der Gesellschaft wegzusperren. Mit demselben Dogma einer physiologischen Determination operierten damals Fachleute wie der Psychiater Kraepelin oder der Hirnforscher Vogt, die in dem prügeln den Privatlehrer eine Persönlichkeit mit psychopathischer Minderwertigkeit entdeckten und – im Einklang mit Medien und Volkes Stimme – das Psychogramm einer »Bestie« zeichneten.

Hagner analysiert an dem Fall die »soziale Pathologie« (81) der guten alten Zeit. Er weist nach, wie sich die Tat des Prügelpädagogen aus denselben pädagogischen, psychologischen und sittlichen Diskursen speiste, die nachher benutzt wurden, um ihn als Außenseiter abzustempeln. Insbesondere zeigt er, wie sich um 1900 das humanwissenschaftliche Anlage-Umwelt-Modell etablierte, das dem Biologismus seinen festen Platz in der akademischen Welt sicherte, indem es der Vererbung die Rolle eines – mehr oder weniger ausschöpfbaren – Potenzials zuwies. Etwa bis Mitte des 20. Jahrhunderts hielt sich der Vorrang der Erbmasse – Eysencks dubiose Persönlichkeits- und Intelligenzforschung fixierte die Formel 80 zu 20 –, worauf dann ein Aufstieg des »Soziologismus« erfolgte, der mittlerweile, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, durch den neurowissenschaftlichen Boom wieder zurückgedrängt wird. Roth geht heute erneut vom Verhältnis 80 zu 20 aus (eine humanwissenschaftliche Kompromissfindung, die jüngst wieder von Sarrazin mit

seinen Exzerpten aus der Intelligenzforschung popularisiert wurde) und kommt sich dabei als mutiger Begründer eines Paradigmenwechsels vor.

Dass die Kombination von Anlage und Umwelt – die zudem noch quantitativ nachgemessen werden soll – selbst schon ein deterministisches Ideal verfolgt, dass sie einen wissenschaftspolitischen Akt darstellt, der auf die humanwissenschaftliche Programmierung normgerechten Verhaltens zielt, und dass sie mit solider Ignoranz gegenüber der verhandelten Sache vorgeht, macht Hagner an dem historischen Beispiel überzeugend deutlich. Der von heute aus als pädagogische Verirrung eingestufte Kampf gegen die Onanie, von dem der Kriminalfall seinen Ausgang nahm, die wissenschaftlichen Kontroversen und die juristische Verarbeitung der Affäre bieten aufschlussreiches Material, um die Pathologisierung abweichenden Verhaltens, speziell unter Zuhilfenahme der Hirnforschung, zu studieren. Gleichzeitig wirft die Verbindung von Gewalt und Sexualität auch ein Schlaglicht auf die aktuelle Debatte über den sexuellen Missbrauch im pädagogischen Verhältnis: Bereits vor 100 Jahren standen alle Details dieses Sachverhalts im Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit, doch genau wie heute zielte die Verarbeitung vor allem darauf, abartige Täter aus der Gesellschaft auszugrenzen und die normale Erziehungspraxis reinzuwaschen.

Johannes Schillo

SCHWARZE PÄDAGOGIK 2

Marita Schölzel-Klamp/Thomas Köhler-Saretzki

Das blinde Auge des Staates – Die Heimkampagne von 1969 und die Forderungen der ehemaligen Heimkinder
Bad Heilbrunn (Klinkhardt) 2010, 159 S., 15,90 €

Vor einigen Jahren, bevor die Aufdeckung von Missbrauchsfällen in (katholischen) Internaten und Eliteschulen die Öffentlichkeit alarmierte, gab es in Deutschland bereits eine Skandalserie, die aber bemerkenswerterweise nicht die große Öffentlichkeitswirkung erzielte wie die Debatte im Jahr 2010. Dabei ging es um die Aufdeckung von Übergriffen und Praktiken, die in der geschlossenen, vor allem kirchlichen Erziehung von Heimen und Fürsorgeeinrichtungen der Nachkriegszeit vorherrschten. Es war Misshandlung mit System, wie der maßgeblich an der Aufklärung beteiligte »Spiegel«-Redakteur Peter Wensierski in seiner Veröffentlichung »Schläge im Namen des Herrn« schrieb (siehe die Rezension in EB 2/07). Wensierskis Buch erbrachte auch Instruktives zur Geschichte der 68er-Revolution, indem es an die autoritären, menschenverachtenden Verhältnisse erinnerte, die die damaligen Antiautoritären vorfanden und die z.B. Baader, Meinhof und Ensslin zu ihrer Heimkampagne motivierten.

An Wensierskis Veröffentlichung knüpfen jetzt die Pädagogen Marita Schölzel-Klamp und Thomas Köhler-Saretzki an, die unter dem programmatischen Titel »Das blinde Auge des Staates« Falldarstellungen zur Heimkampagne von 1968 ff. vor

allem aus Hessen, Berlin und NRW mit Reflexionen zu einer immer noch nötigen pädagogischen Vergangenheitsbewältigung verbinden. Die aufschlussreiche, auf entlegenes Material zurückgreifende Analyse dokumentiert den Modernisierungsprozess der Jugendhilfe, wobei die Bilanz des Prozesses teils forciert optimistisch ausfällt (so im Kapitel 6 zur langwierigen westdeutschen Jugendhilfrechtsreform), in der grundsätzlichen Einschätzung jedoch gut belegt ist: »Die Heimkampagne war in der Geschichte der Heimerziehung von wesentlicher Bedeutung, da sie zum Auslöser für tiefgreifende Reformen wurde. Hatte es aus Fachkreisen bereits seit Jahren Kritik an der Heimerziehung und Bemühungen gegeben, auf die skandalösen Verhältnisse in den Heimen aufmerksam zu machen, so konnten diese Initiativen keine wesentlichen Veränderungen bewirken.« (124)

In den allgemeinen Schlussfolgerungen (Kapitel 7) argumentiert das Buch differenziert. Der Rückblick auf die Heimkampagne zeige, »was erreicht werden kann und was noch nicht erreicht ist« (132). Die Autoren schlagen hier die Brücke zu den aktuellen Bemühungen, eine konsequente Aufarbeitung, etwa mithilfe eines Runden Tisches, zu leisten, und gehen auch auf

Eine emanzipatorische Entwicklung musste, da sie den Geist der Zeit gegen sich hatte, erst mühsam durch eine Protestbewegung auf den Weg gebracht werden.

die Schwierigkeiten und Widerstände ein. In ihrer Analyse legen sie Wert darauf, dass die Politisierung, die die damalige Außerparlamentarische Opposition in die Erziehungsfrage trug, ein wichtiges Element der Veränderung war. Wenn sich die APO- und SDS-Aktivistinnen in der Praxis auch meist als hilflose Helfer erwiesen, gaben sie doch die entscheidenden Anstöße für eine Änderung der untragbaren Verhältnisse: »Erst durch die massiv und teilweise auch aggressiv durchgeführte Kampagne im Rahmen der Studentenbewegung ist das Maß an Öffentlichkeit erreicht worden, das notwendig war, um Veränderungen zu bewirken.« (124)

Die Politisierung war auch deshalb notwendig, weil die Antiautoritären nicht nur einer fragwürdigen Erziehungstradition gegenüberstanden, sondern »den Bruch mit der braunen Vergangenheit vollzogen und damit postfaschistischen Geist und postfaschistisches Handeln beseitigen wollten« (131). Schölzel-Klamp und Köhler-Saretzki zeigen, wie die öffentliche Erziehung im Adenauerstaat Produkt einer Entnazifizierung war, die zwar den Bruch mit den NS-Staatszielen vollzogen, an den Herrschaftspraktiken aber keine wesentlichen Veränderungen vorgenommen hatte. Eine emanzipatorische Entwicklung musste, da sie den Geist der Zeit gegen sich hatte, erst mühsam durch eine Protestbewegung auf den Weg gebracht werden. Und selbst dieser Aufbruch ist, wie die aktuelle Debatte zeigt, noch nicht am Ziel angelangt: Dass das Kindeswohl im Mittelpunkt steht, ist auch heute noch keine Selbstverständlichkeit.

Johannes Schillo

SELBSTMORDATTENTATE

Arata Takeda

Ästhetik der Selbsterstörung – Selbstmordattentäter in der abendländischen Literatur

München (W. Fink) 2010, 314 S., 39,90 €

War Jesus – der sich selbst aufopferte, um die Machtentfaltung eines (metaphysischen) Feindes in die Schranken zu verweisen – der prominenteste Selbstmordattentäter der jüdisch-christlichen Tradition? Diese Frage wirft Arata Takeda allen Ernstes in seiner Dissertation auf, die sich, nach weit ausholenden Reflexionen übers aktuelle Feindbild Islam, in ihrem Hauptteil mit vier berühmten Beispielen der europäischen Literatur (Sophokles' Tragödie »Aias«, Miltons klassizistisches Schauspiel »Samson Agonistes«, Schillers »Räuber« und Camus' Terroristendrama »Les Justes«) befasst. Der Literaturwissenschaftler Takeda, der an der Universität Tübingen lehrt, will mit seiner »Ästhetik der Selbsterstörung« jedoch nicht im Gefolge von Mohammed-Karikaturen und Anti-Islam-Filmen eine Retourkutsche gegen die christliche Selbstgerechtigkeit auffahren, sondern mit theoretischen Zuspitzungen zum Nachdenken über kulturelle Traditionen anregen.

Etwas störend ist dabei seine hochgeschraubte Wissenschaftssprache, die auch gelegentlich zu ernstesten Ausrutschern führt, so, wenn er resümierend dem »Phänomen des Selbstmordattentates den Charakter einer anthropologischen Konstante« bescheinigt. Hiermit ist wohl keine humanbiologische Auskunft gemeint, sondern – das ergibt sich aus Takedas Analyse – die universelle Verbreitung einer Praxis, in kriegerischen oder kriegsähnlichen, speziell »asymmetrischen« Konflikten das eigene Leben zum Schaden des Feindes und zum Nutzen der eigenen Sache ein- oder aufs Spiel zu setzen. Hier lassen sich dann vielfältige Differenzierungen anbringen, etwa zwischen religiös begründetem Martyrium oder profanem Heldentod, zwischen Angriffen auf militärische oder zivile Ziele etc.; es findet sich aber keine spezifisch orientalische oder (in den Etikettierungen von »Amok« und »Kamikaze« immer wieder suggerierte) asiatische Herkunft des Selbstmordattentats, wie es heute als Inbegriff terroristischen Wahnsinns und als Schreckbild des zivilen Zusammenlebens gilt.

Takeda belegt das an ausgewählten literarischen Beispielen. Dabei tritt Samson, der mit seiner Körperkraft den Tempel der Philister zum Einsturz brachte und unter den Trümmern 3.000 »Unschuldige«, inklusive der obligatorischen Frauen und Kinder, begrub, als Prototyp des jüdisch-christlichen Selbstmordterroristen auf. Im Grunde könnte man aber, was bei Takeda auch anklingt, alle großen Nationalliteraturen als Beleg heranziehen. Die poetische Zuspitzung auf die Frage, ob, wann und wieso man sein Leben zu opfern hat, bestimmt ja zu großen Teilen die hymnischen Gesänge, die Nationalepen und -dramen, so etwa die idealistische Dramatik des Weimarer Klassizismus. Seit Generationen werden deutsche Schüler mit den einschlägigen Sprüchen von Schiller (»Und setzt ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein ...«) oder Goethe (»Und so lang du das nicht hast, dieses: Stirb und

werde ...«) auf das soldatische Ethos des Staatsbürgerdaseins eingestimmt.

Bertolt Brecht versuchte später in seinem Lehrstück »Die Maßnahme« das Pathos der Selbstaufopferung für seine soziale Sache zu nutzen – was ihm von der Kritik übelgenommen wurde, da der Heldentod klassischerweise für Gott und Vaterland geleistet wird. Dabei hängt die konkrete Würdigung allerdings vom Machtwort der maßgeblichen Autoritäten ab. Als vor rund 30 Jahren, im November 1978, über 900 Anhänger der US-amerikanischen »Volkstempel«-Sekte, angeleitet von ihrem Führer Reverend Jim Jones, im Urwald von Guayana in den Tod gingen, war das kein verdienstvoller Märtyrertod, sondern ein Verbrechen. Jones wird in der einschlägigen US-Vergangenheitsbewältigung mittlerweile als der »Osama Bin Laden seiner Ära«, als führender »Selbstmordterrorist«, bezeichnet (vgl. die Vorstellung von Deborah Laytons »Selbstmord im Paradies« in EB 4/08).

»Wie sachgerecht wird der westliche Diskurs über Selbstmordattentate – ein Diskurs, der ausgrenzt, konstruiert und polarisiert – geführt?«

Takedas »Kernfrage« lautet: »Wie sachgerecht wird der westliche Diskurs über Selbstmordattentate – ein Diskurs, der ausgrenzt, konstruiert und polarisiert – geführt?« Dass die Antwort, die er so gleich mitformuliert, zutrifft, kann seine intelligente und mutige Analyse überzeugend nachweisen. Ohne hier auf den literaturwissenschaftlichen Ertrag im Einzelnen einzugehen, ist als Fazit der Arbeit festzuhalten, dass der antiterroristische Diskurs nicht sachlich, sondern von einem Ausgrenzungsinteresse bestimmt ist: Das gegenwärtige Terrorismus-Feindbild beruht auf einer tendenziell rassistischen Konstruktion des Eigenen und des Fremden – auf einem Konstrukt, das sich in der heute gültigen Variante (siehe die Aufregung über Sarrazins Ausflüge in die Humangenetik) kulturalistisch vortragen muss. Gegen die damit gegebene Polarisierung und Exterritorialisierung liefert Takeda triftige Argumente. Jesus übrigens, um das nachzutragen, wird bei ihm einerseits als Nachfahre der gewaltbereiten Selbstaufopferungstradition verstanden, steht aber andererseits für eine neue Linie, die durch das eigene Opfer nicht mehr andere in den Tod reißen will, sondern ihnen das Leben verheißt.

Johannes Schillo

WIRTSCHAFTSETHIK

Christoph Fleischmann

Gewinn in alle Ewigkeit – Kapitalismus als Religion

Zürich (Rotpunkt) 2010, 281 S., 21,50 €

1886 veröffentlichte Paul Lafargue, der Schwiegersohn von Karl Marx, sein Pamphlet »Die Religion des Kapitals« (deutsche Neuauflage 2009), das in einer satirischen Meditationsanweisung über das »Wesen des Gott-Kapitals« z.B. Folgendes

formuliert: »Ich bin der menschenfressende Gott, ich nehme Platz an den Tafeln der Fabrik und verspeise die Lohnarbeiter. Ich verwandele ihr mickriges Leben in göttliches Kapital. Ich bin das unendliche Rätsel: ewige Substanz, und doch nichts als vergängliches Fleisch, meine Allmacht ist nichts als die Schwäche der Menschen. Die leblose Kraft des Kapitals speist sich aus der Lebenskraft der Lohnarbeiter.« In den Sozialwissenschaften griff Max Weber solche Analogien mit seiner berühmten Abhandlung über die protestantische Ethik und den Ursprung des Kapitalismus auf, was dann in Walter Benjamins kryptischem Fragment »Kapitalismus als Religion« (1921) seine Überbietung fand. Dort lautet die Eingangsthese: »Im Kapitalismus ist eine Religion zu erblicken, d.h. der Kapitalismus dient essentiell der Befriedigung derselben Sorgen, Qualen, Unruhen, auf die ehemals die so genannten Religionen Antwort gaben.«

Benjamins Überlegungen werden seit einigen Jahren intensiver diskutiert und haben, dank ihrer kulturkritischen Schlagseite, in theoretische Untiefen geführt, aus denen jetzt das neue Buch von Christoph Fleischmann einen Ausweg weist: Der Autor nimmt sie als metaphorische Einkleidung bei der Bestimmung des historischen Prozesses, mit dem sich die Kapitalverwertung im christlichen Abendland als totalitäres Prinzip des Wirtschaftslebens durchsetzte. Dabei ergibt sich nebenbei eine Richtigstellung zu Max Webers Protestantismus-Studie, die behauptete, der »Geist des Kapitalismus« könne – entgegen dem Schematismus der materialistischen Geschichtsauffassung, die von den gesellschaftlichen Bedingungen ausgeht – auch als Produkt calvinistischer Volksfrömmigkeit, der christliche Glaube mithin als Urheber der ökonomischen Basis verstanden werden. Damit wollte Weber freilich keine alternative Erklärung begründen, sondern die Erörterung auf eine andere Ebene verlagern: Es sollten methodisch Zweifel dort gesät werden, wo störende, weil kritische Theorien auf den Plan traten. In der Folge etablierte sich jedenfalls im Wissenschaftsbetrieb das Dogma, dass man die jeweiligen Gegenstände immer nur multifaktoriell betrachten dürfe.

Was Fleischmann im Hauptteil seines Buches leistet, ist der Nachweis, dass von der scholastischen Sittenlehre des Hochmittelalters bis zur Entstehung der modernen katholischen Soziallehre im 19. Jahrhundert ein »Prozess der christlichen Akkommodation an den aufkommenden Kapitalismus« stattfand, dass es also weder eine Identifizierung von Glauben und Geldwirtschaft noch einen christlichen Imperativ zur kapitalistischen Akkumulation gab. Im Gegenteil, am Anfang stand, dokumentiert im kirchlichen Zinsverbot, das für die katholische wie die protestantische Theologie Gültigkeit besaß, ein kapitalismuskritischer Impuls. Zinsen zu nehmen war eindeutig unsittlich; dass Werte aus sich heraus einen Wertzuwachs schaffen, modern gesprochen: dass Geld arbeitet, galt als Verstoß gegen die gottgewollte Ordnung, die den Geldeigentümern solche weitreichenden Verfügungsrechte verwehrte. Wobei anzumerken ist, dass sich diese ethische Position durchaus mit der Verfügung über Sklaven oder Leibeigene und der Aneignung ihrer Arbeitsleistung vertrug, dass sie also nicht in einer Äquivalenz-Vorstellung begründet war.

Fleischmann bietet eine gut lesbare, anregende Kulturgeschich-

te wirtschaftsethischen Denkens im christlichen Kontext, die sowohl auf den prekären Status der Sozial- und Wirtschaftsethik aufmerksam macht als auch die Aporien herausstellt, die sich heute aus der Fortschreibung des alle Wirtschaftstätigkeit dominierenden Wachstumszwanges ergeben. Seine Analyse

Seine Analyse zeigt, wie der Grundstein dafür gelegt wurde, dass sich die katholische Soziallehre im 20. Jahrhundert zur unbedingten ideologischen Stütze von Marktwirtschaft und Privateigentum aufschwang.

ist für die sozialetische Diskussion aufschlussreich, weil sie detailliert zeigt, wie die kirchliche Sittenlehre im Lauf der Jahrhunderte faktisch ihren Frieden mit wirtschaftlichen Verhältnissen machte, die den ursprünglichen christlichen Vorstellungen von sozialer Gerechtigkeit zuwider liefen; auf katholischer Seite bekräftigt noch 1745 Benedikt XIV. in seiner Enzyklika »Vix pervenit« das Zinsverbot, das dann 1830 vom Vatikan sang- und klanglos aus dem Verkehr gezogen wurde. Und sie zeigt, wie der Grundstein dafür gelegt wurde, dass sich die katholische Soziallehre im 20. Jahrhundert zur unbedingten ideologischen Stütze von Marktwirtschaft und Privateigentum aufschwang – eine Entwicklung, die 2009 mit »Caritas in veritate« ihren krönenden Abschluss fand. Fazit: Der berühmte materialistische Grundsatz, dass das gesellschaftliche Sein das Bewusstsein bestimmt, ist zwar als erkenntnistheoretisches Prinzip unhaltbar, da ein solcher Determinationsgedanke schon durch das Marxsche Denken widerlegt wird. Aber im Falle der katholischen Soziallehre scheint er durchaus zutreffend zu sein.

Johannes Schillo

FINANZDRAMEN

Elfriede Jelinek

Die Kontrakte des Kaufmanns und andere Theaterstücke

Reinbek (Rowohlt) 2009, 348 S., 12 €

Strukturierte Verantwortungslosigkeit – Berichte aus der Bankenwelt

Hg. v. Claudia Honegger, Sighard Neckel u. Chantal Magnin.

Unter Mitarbeit von Elfriede Jelinek

Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2010, 350 S., 16 €

Eine literarisch verfremdete Sicht der kapitalistischen Kreditwirtschaft gibt es seit 150 Jahren, seit Herman Melvilles programmatischem Roman »The Confidence Man« (1857). Unter dem Motto »No Trust« werden hier seltsame Reiseerlebnisse geschildert, um mit dem allseitigen Ver- und Misstrauen in der bürgerlichen Gesellschaft ein böses Spiel zu treiben: Kein Treu und Glauben steht auf dem Schild des Kaufmanns, der

seine Bude aufmacht und nicht zum Gläubiger von Schuldnern werden will; neben ihm ruft der Wanderprediger Gläubige und Ungläubige zum Vertrauen in Gottes unerforschlichen Ratschluss auf, während der Spekulant mit vertraulichen Informationen Aktien bei einem misstrauischen Publikum lanciert etc. Und die Analogie von Glaube und Geldwirtschaft hat ja durchaus ihre tiefere Bedeutung – »Kredit« kommt schließlich von »credere«. Der Theologe und Journalist Christoph Fleischmann hat diesem Verhältnis jüngst eine eigene Abhandlung gewidmet (s.o.).

Fleischmanns Buch beginnt übrigens mit einem Verweis auf Elfriede Jelineks 2009 in Köln uraufgeführtes Theaterstück »Die Kontrakte des Kaufmanns«, das parallel zur Finanzkrise

Jelineks Stück ergeht sich, vertraut man den Theaterrezensionen, endlos kalauernd im Spiel mit der modernen Gutgläubigkeit.

entstand. Das Stück ergeht sich, vertraut man den Theaterrezensionen, endlos kalauernd im Spiel mit der modernen Gutgläubigkeit – »Wir haben Ihnen 15 % per annum versprochen, und das haben Sie geglaubt!«, ruft höhnisch der Chor der Banker aus – und ist damit analytisch auch nicht weiter als Melvilles Sarkasmus, während die literarische Aufbereitung wohl eher quälenden Charakter hat (Die Welt: »freundliche Folter«, Die Zeit: »hochgestimmte Langeweile«, FAZ: »zermürende Monotonie«). Ein Epilog zu Jelineks Theaterstück ist unter dem Titel »Schlechte Nachrede: Und jetzt?« in den »Berichten aus der Bankenwelt« erschienen, die von Sozialwissenschaftlern aus Deutschland, Österreich und der Schweiz in einem Band der Edition Suhrkamp (Nr. 2607) zusammengestellt worden sind. Mittlerweile gibt es ja schon ein regelrechtes Format Aussteigerliteratur (siehe die Buchvorstellung in EB 2/09), wobei es sich meist um Schuldzuweisungen handelt – die an die eigene Adresse, an diverse Verantwortliche oder aber an »den Menschen« oder »die Globalisierung« allgemein gerichtet werden. Die 31 (anonymisierten) Porträts des Suhrkamp-Bandes bieten

dazu eine bunte Mischung. Manche Interviewpartner aus der Finanzwelt äußerten, so die Herausgeber, »unter dem Schutz der Anonymität und noch unter Schock stehend eine erstaunlich scharfe Kritik an den Gepflogenheiten ihrer Branche ... Andere freilich zeigten sich bereits erstaunlich resistent gegen Vorwürfe von außen.« Die Branche soll sich schämen – das ist der kategorische Imperativ der modernen Aufklärung und das wird kongenial von der Dichterin Jelinek in ihrem als Nachwort gedachten Text aufgegriffen.

Jelinek geißelt die Dreistigkeit der Finanzbranche und die Gutgläubigkeit des Publikums. Die Textcollage, in der verschiedene Monologe zusammengeschnitten sind, bringt den Widerwillen gegen den modernen Tanz ums goldene Kalb – immer wieder neu ansetzend, mit allerlei Wortspielereien und bildhaften Wendungen arbeitend – zum Ausdruck: »Die Bank als dionysischer Kultraum? Lese ich recht, oder habe ich das erfunden? Lese ich das etwa bei mir selber? Toll! So was Schönes habe ich ja noch nie erfunden! So haben wir das ja noch nie gesehen! Die Bank als Kirche, welche außer sich gerät ... Ehren Sie bitte den Gott des Geldes!« Jetzt, wo die Sache schiefgegangen ist, empört sich der gesunde Menschenverstand bzw. das noch gesündere Volksempfinden und der Künstler setzt der Klage über den Niedergang der Sitten die Krone auf: Alle sollen in sich gehen, alle bekommen den Spiegel vorgehalten. Dem Kunstkonsumenten wird der Finanzskandal um die Ohren geschlagen, er soll sich nicht einfach wie der Bildzeitungsleser über die Verkommenheit der anderen aufregen. Tja, alles ist eitel, wie schon Gryphius wusste, um die wahren Werte kümmert sich mal wieder kein Schwein. »Die Kontrakte des Kaufmanns« blasen das zu einer Aneinanderreihung aller verfügbaren Gemeinplätze auf.

Aufschluss bietet das vor allem in einer Hinsicht: Man sieht, warum zweifelhafte Figuren des Literaturbetriebs wie Elfriede Jelinek oder Herta Müller, die poetisch kaum etwas zu bieten haben, den Nobelpreis erhalten. Sie bewegen sich nämlich trittsicher im politischen Mainstream und sind für die moderne Gesinnungspflege zwar nicht unverzichtbar, aber eine gelungene Zutat.

Johannes Schillo

MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER DIESES HEFTES

Dr. Hans Amendt, Akademie Klausenhof, Klausenhofstr. 100, 46499 Hamminkeln; **Wolfgang Fänderl**, M.A., Richard-Strauss-Str. 40, 81677 München; **Thomas Hoffmeister-Höfener**, Ahrenhorst 34a, 48324 Sendenhorst; **Prof. Dr. Tilly Miller**, Kath. Stiftungsfachhochschule München Preysingstr. 83, 81667 München; **Jöran Muuß-Merholz**, Agentur für Bildung, Brüderstr. 1, 20355 Hamburg; **Dr. Helga Pelizäus-Hoffmeister**, Universität der Bundeswehr München, Fakultät für Sozialwissenschaften, Werner-Heisenberg-Weg 39, 85577 Neubiberg; **Jörg Schmidt**, M.A., Mozartstr. 28, 95346 Stadtsteinach